

Jurek  
Becker  
Irreführung  
der  
Behörden

Roman

Suhrkamp

suhrkamp taschenbuch 271

»Mit einem Märchen beginnt es. Mit dem Märchen von der Macht der Liebe, deren Zauber die Welt verwandelt, schlägt Becker sofort das Leitmotiv seines Buches an. Die Poesie und der prosaische Alltag, die Vision und die graue Realität, der Traum und das harte Leben – diese fundamentalen Gegenüberstellungen sind so alt wie die Praxis der Dichter, sie immer wieder am Beispiel der Beziehungen des einzelnen zur Gesellschaft zu demonstrieren. Nur daß in der Literatur stets eine simple Schneiderregel gilt: Aus alt mach neu! Daran hält sich Becker mit ebenso natürlicher wie genau kalkulierter Grazie ... Wird der Roman, obwohl ein höchst poetisches Buch, auf den Bestseller-Listen landen? Es ist Jurek Becker zu wünschen und auch den deutschen Lesern diesseits und jenseits der Elbe.«

*Marcel Reich-Ranicki, Die Zeit*

Jurek Becker  
Irreführung der  
Behörden

*Roman*

Suhrkamp

15. Auflage 2016

Erste Auflage 1975

suhrkamp taschenbuch 271

Copyright © 1973 Hinstorff Verlag Rostock

© Suhrkamp Verlag Frankfurt am Main

Suhrkamp Taschenbuch Verlag

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das der Übersetzung,  
des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung  
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form  
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)

ohne schriftliche Genehmigung des Verlages  
reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme  
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Printed in Germany

Umschlag: hißmann, heilmann, hamburg

ISBN 978-3-518-36771-1

# Irreführung der Behörden



# Erste Geschichte



Ich sage zu Montag: »Sie müssen sich einen heißen Sommertag vorstellen, August oder Juli, alles stöhnt unter der Hitze, und zwar einen Sonntag.«

»Dazu bin ich in der Lage«, sagt Montag.

Ich rede weiter, dabei habe ich, seit ich in diesem Zimmer bin, das Gefühl, ich könnte ihm nicht einmal dann imponieren, wenn ich Hemingway wäre, der Mann hat entweder etwas gegen Geschichten oder gegen mich. Aber ich sage mir, ich bin nicht hergekommen, um meine Empfindlichkeit auf die Probe zu stellen, ich nehme mir nur vor, ihm nicht weiterhin durch unnötige Geschwätzigkeit solche Flanken vorzulegen, daß er nur den Fuß hinzuhalten braucht, und schon ist es ein Tor.

»Der Held heißt bei mir Toni. Er ist ungefähr fünfundzwanzig und könnte bei einer Zeitung arbeiten, als Volontär oder so was, will später Journalist werden. An diesem Sonntag fährt er baden und sieht in der vollen S-Bahn ein Mädchen sitzen, das ihm gefällt. Er denkt, sie fährt auch baden, dann kommt die Station, wo das Strandbad ist, alle Leute steigen aus, doch sie fährt weiter. Also fährt Toni auch weiter mit seinem Bademantel über dem Arm, will mit ihr ein Gespräch anfangen, aber sie läßt ihn abblitzen. Ein paar Haltestellen weiter steigt sie auch aus, Toni hinterher, es ist ein verschlafener Vorortbahnhof, kein Mensch weit und breit, das Mädchen stellt sich neben eine Normaluhr auf dem kleinen Platz und beginnt zu warten. Toni setzt sich auf eine Bank und sieht ihr dabei zu. Sie hat keinen Blick für ihn, aber nachdem sie eine halbe Stunde lang nicht abgeholt worden ist, hält er seine Zeit für gekommen. Er fragt sie, ob sie nicht den lausigen angebrochenen Sonntag für ihn übrig hätte und lädt sie zu einem Eis ein. Er muß lange Blicke über sich ergehen lassen, weil ein bißchen Ziererei eben dazugehört, aber am Ende ist sie doch einverstanden. Ein paar Meter weiter steht ein verrücktes Auto am Straßenrand, ein Cadillac vielleicht, Toni geht hin, öffnet die Tür und bittet sie einzusteigen, er wüßte ein hübsches Restaurant. Sie fragt ihn, ob er nicht ganz bei Troste wäre, ob seine Eltern in der Eile vergessen hätten, ihn darüber aufzuklären, daß

man keine Autos stehlen darf, aber Toni beruhigt sie. Er wäre bestens informiert, sagt er, und er hätte noch nie im Leben etwas geklaut, auch diesmal nicht, das wäre nämlich sein Auto. Sie glaubt ihm kein Wort und steigt trotzdem ein, sie fahren los. Unterwegs will sie wissen, wenn das schon sein Schlitten ist, woher er dann ahnen konnte, daß sie gerade an diesem Bahnhof aussteigen würde. Da gesteht ihr Toni, daß er überhaupt nichts geahnt hat, aber das wäre für ihn kein großes Problem, denn er hätte vor jedem Bahnhof so ein Auto geparkt. Da weiß sie natürlich genau Bescheid.

Sie fahren also zu dem Restaurant, essen Schokoladeneis, reden viel wirres Zeug, und sie merkt, daß er eigentlich ein ganz netter Bursche ist. Als sie wieder auf die Straße kommen, fragt er sie, ob sie lieber fahren möchte oder spazieren. Ihr ist die Sache mit dem Auto noch nicht ganz geheuer, deswegen entscheidet sie sich für Spazieren. Toni läßt den Schlüssel im Wagen stecken, und im Weggehen sehen sie, wie ein anderer junger Mann in den Cadillac einsteigt, auch mit einem hübschen Mädchen, und wie sie davonfahren. Sie spazieren bis zum Mittag, bis sie ihm sagt, daß sie Hunger hat. Inzwischen hat Toni erfahren, daß sie Rita heißt, er fragt sie, was ihr Leibgericht wäre. Hammelbraten mit Kartoffelklößen, sagt Rita. So ein Zufall, ruft da Toni, ausgerechnet heute hat er nämlich zu Hause in der Backröhre Hammelbraten mit Kartoffelklößen, sagt er. Wieder glaubt sie ihm keine Silbe, fragt aber sicherheitshalber, wo er überhaupt wohnt. Sie spazieren eben durch eine ganz noble Straße, Villa neben Villa, und Toni fordert sie auf, sich eine davon auszusuchen. In dem Haus, das sie sich aussuchen wird, sagt er, wohnt er. Rita wählt eine Weile, zeigt endlich mit dem Finger auf so eine Art Barockschlößchen und ist sicher, daß sein ganzer Schwindel im nächsten Moment platzen wird. Aber Toni zieht einfach den Schlüssel aus der Tasche, schließt das Haus auf, geht mit ihr in die Küche, macht die Backröhre auf und holt den dampfenden Hammelbraten mit Kartoffelklößen heraus.«

Ich sage: »Ich will Sie jetzt nicht stundenlang mit Einzelheiten aufhalten. Sie ahnen sicher schon, worauf das Ganze hinauslaufen soll.«

»Leider nicht«, sagt Montag.

»Ganz einfach. Ich will eine Geschichte erzählen, in der sich ein junger Mann verliebt, und plötzlich geht es los wie im Märchen. Seine Schlüssel passen plötzlich für alle Türen, alles scheint ihm zu gehören, alle Leute sind freundlich, mit einem Wort, alles klappt.«

»Interessant«, sagt Montag.

»Die beiden treffen sich immer nur in diesem Haus, in dem Schloßchen. Am Tage macht jeder seins, hat seinen Beruf und sein Zimmer, aber nach Feierabend leben sie zusammen in diesem Haus. Rita wünscht sich alle möglichen Sachen, weil sie merkt, daß er zaubern kann. Zum Beispiel wünscht sie sich, daß er Toni heißt. Da zeigt er ihr seinen Ausweis und heißt eben Toni. Oder sie will mitten in der Nacht am Palmenstrand baden. Da geht er mit ihr nach hinten aus dem Haus heraus, und sie sind am Palmenstrand. Irgendwann kommt Toni der Verdacht, daß Rita nicht so sehr an ihm hängt wie an seiner Fähigkeit, alle ihre Wünsche erfüllen zu können. Wenn ihm danach ist, mit ihr alleine zu sein, verlangt sie einen Zigeunerprimas, er zaubert einen herbei und sitzt gekränkt da. Die Liebe wird kleiner und kleiner, und eines Tages ist alles aus. Man trifft sich nicht mehr, die Zeit fängt wieder an, in der das meiste schiefgeht, wie gewöhnlich. Toni lernt ein anderes Mädchen kennen, keine tiefe Geschichte, fast im Vorbeigehen, zufällig spaziert er mit dieser Gerda, oder wie sie sonst heißt, die Straße entlang, in der das berühmte Schloßchen steht. Sie sieht hin, seufzt und sagt, in so einem Haus müßte man wohnen. Toni will ein wenig prahlen, er behauptet, dies wäre sein Haus, er nimmt den Schlüssel aus der Tasche und versucht, die Tür aufzuschließen. Aber er paßt nicht, statt dessen geht das Fenster im ersten Stock auf, ein wildfremder Mensch gießt ihm einen Eimer Wasser auf den Kopf und beschimpft ihn, was er an anderer Leute Türen herumzuprobieren hätte.

Nach einer ordentlichen Weile Trübsal fängt Toni an zu glauben, daß ihm etwas Wichtiges fehlt, und zwar Rita. Mag sie sein, wie sie will, er liebt sie nun einmal, nur mit ihr kann er zaubern. Er beginnt sie zu suchen, und seine Aussichten steigen, weil sie ihn inzwischen auch sucht. Irgendwie finden sie sich, das ist eine extra Geschichte für sich, und beide sind heilfroh. Sie kommen aus dem

Strandbad heraus oder sonstwo, und wieder steht ein Auto am Straßenrand, doch diesmal ist es kein Cadillac, sondern ein Taxi. Sie wollen zu ihm nach Hause fahren, Rita fragt, wo er denn nun wirklich wohnt. Er antwortet wie beim erstenmal, daß sie es sich aussuchen soll, und sie sucht sich das Zimmer aus, in dem er tatsächlich zu Hause ist. Aber als er aufschließt, kommt ihm die Bude viel schöner vor als früher, fast so wie das Barockschlößchen. Vielleicht stehen sogar Hammelbraten und Kartoffelklöße in der Backröhre.«

Montag reibt sich das Kinn und sagt: »Hm.«

Ich warte einige Sekunden, doch er scheint fertig zu sein, also frage ich: »Was würden Sie vorschlagen, wie es jetzt weitergehen soll?«

»Das ist das Problem. Ich halte es für das beste, wenn Sie die Sache erst einmal aufschreiben, ganz kurz nur, drei, vier Seiten, und mir dann schicken.«

»Das habe ich schon gemacht.«

Ich hole die Seiten aus der Jackettasche und lege sie vor Montag auf den Tisch. »Allerdings sind es zehn.«

»Das macht nichts.«

Er blättert die Seiten durch, als kontrolliere er, ob sie richtig numeriert sind, an irgendeiner Stelle stockt er, liest einen Satz, blättert weiter, meine verfluchte Empfindlichkeit. Was erwarte ich denn, habe ich ernsthaft gehofft, daß er mir um den Hals fällt, alle Abteilungsleiter zusammentrommelt und verzückt stammelt, dies wäre die größte Geschichte seit seinem Amtsantritt?

»Wie lange kann es ungefähr dauern mit der Antwort?«

»Das läßt sich schwer sagen. Sie müssen verstehen, daß wir mit Stoffen fast zugedeckt sind. Und viel zuwenig Leute. Bis man da durchkommt, dauert seine Zeit. Rechnen Sie mit etwa sechs Wochen.«

»Soll ich dann anrufen, oder melden Sie sich?«

»Wir schreiben Ihnen.«

Vor ein paar Monaten war ich schon einmal hier, auf demselben Flur, nur wenige Zimmer weiter, der Mann damals hieß Spengler oder Sprengel. Ich war mir ziemlich sicher, daß aus der Sache etwas werden würde, die Geschichte, die ich anbot, handelte von

einem Toten. Ein Mann war gestorben, seine Verwandten und Freunde trafen sich nach der Beerdigung zu einer Feier und fingen an, sich an ihn zu erinnern. Dabei stellte sich heraus, daß jeder von ihnen einen anderen begraben hatte, denn jeder hatte ihn anders im Gedächtnis, und es ließ sich nicht mehr rekonstruieren, wessen Version die richtige war. Aber wozu auch, fest stand nur, daß der Tote sich ziemlich unterschied von dem tadelsfreien Verbliebenen, als den ihn der Redner am Grab bezeichnet hatte. Er war geizig und spendabel, hilfsbereit und hinterhältig, all das mit Beispielen belegbar, jeder der Versammelten schwor auf sein Bild von ihm und mußte doch den anderen glauben.

Sprenkel oder Spengler hat die Geschichte zerpfückt und kein gutes Haar an ihr gelassen. Für ihn glich sie vermutlich Flöhen im Kopf eines sehr jungen Mannes, er bestand darauf, daß die Spuren, die ein Mensch hinterläßt, konkret und eindeutig lesbar sind, bei einigem guten Willen. Als wir uns nicht einigen konnten, wenig Zeit hatte er auch noch, bin ich wohl ausfallend geworden, ich habe ihm glattweg unterstellt, daß aus seinen Worten nur die Furcht vor Unannehmlichkeiten spricht, nichts anderes, und wozu die führt, könne man jeden Abend erleben, wenn man das Knöpfchen am Fernseher nach rechts dreht. Ich habe sogar gesagt: »Solche wie Sie«, und folgerichtig hat er mich hinausgeworfen.

Ich schreibe in Druckbuchstaben hinten auf die Seite zehn meine Adresse, dann geben wir uns die Hand und sind fertig, wahrscheinlich für immer.

»Auf Wiedersehen, Herr Bienek.«

Der Torposten läßt mich nicht vorbei, weil die Unterschrift auf meinem Passierschein fehlt, in dieser Beziehung nimmt es der Fernsehfunk sehr genau. Ich muß zurück zu Montag, als ich wieder vorne bin, sagt der Posten: »Warum nicht gleich so, junger Mann?«

In der S-Bahn komme ich zu dem Resultat, daß ich meine Geschichte schlecht erzählt habe, ungeschickt. Ich hätte mich nicht so sehr bei Einzelheiten aufhalten sollen, dafür lieber ein paar Worte mehr über die moralische oder ethische Seite der Angelegenheit verlieren. Geschichten leben zwar von Einzelheiten, aber Montag nicht, Montag lebt von Stoßrichtungen. Und wenn ich bedenke,

wie wenig Geschichten mir jemals einfallen werden, dann ist es unverantwortlich, wie sorglos ich damit umgehe. Schön, ich habe noch wenig Übung darin, aber das muß sich bald ändern, sonst sehe ich es kommen, daß ich eines Tages mein Staatsexamen ablege und Volljurist werde.

Am Alexanderplatz steige ich aus, fahre noch ein paar Stationen mit der Straßenbahn, dann bin ich zu Hause. Von innen steckt der Schlüssel, ich muß klingeln, Frau Sauerbier öffnet, meine möblierte Wirtin. Ab neun Uhr abends steckt der Schlüssel regelmäßig, sie sagt zwar jedesmal, sie hätte vergessen, ihn abzuziehen, aber ich weiß, daß sie lügt. Sie platzt vor Neugier, ob ich alleine nach Hause komme und wann, doch am Tage wird es sich um Vergesslichkeit handeln, so wie jetzt. Ich kann sie gut leiden, von den zwei Wirtinnen, die ich bis jetzt hatte, ist sie mit weitem Abstand die beste.

»Vor zwei Stunden kam ein Anruf für Sie«, sagt sie. Anstatt weiterzuerzählen, um was für eine Art Anruf es sich handelte, macht sie eine Pause, damit ich fragen kann, was denn nun los war. Sie liebt es, aus jeder Mitteilung eine kleine Sensation zu machen, sich die Wörter einzeln aus der Nase ziehen zu lassen, denn sie hat so gut wie nie Gelegenheit, sich zu unterhalten, außer mit mir.

»Von wem?« frage ich.

»Von Ihrer Verlobten. Ich soll Sie wegen heute abend erinnern. Sie wüßten schon Bescheid.«

Das mit der Verlobung haben wir ihr vor einem knappen Jahr erzählt, das heißt ich, weil ich nicht wollte, daß sie sich allzu große Sorgen um meine und ihre eigene Ehrbarkeit macht. Inzwischen hat sich diese Maßnahme als übertrieben vorsichtig herausgestellt, trotzdem lösen Lola und ich die Verlobung nicht auf, Frau Sauerbier könnte sich nachträglich übertölpelt fühlen und gekränkt sein.

»Ja, ich weiß Bescheid«, sage ich.

Frau Sauerbier geht in die Küche, dreht sich in der Tür zu mir um und fragt: »Ist heute abend etwas Besonderes?«

»Lola hat Geburtstag. Sie machen ein kleines Fest bei ihren Eltern, und ich soll auch kommen.«

»Geburtstag? Jetzt zeigen Sie mir sofort Ihr Geschenk. Reden Sie nicht herum, ich will es sehen. Wie ich Sie kenne, haben Sie nämlich gar keins.«

Sie kommt eilig auf mich zu, greift mich am Ärmel, geht dann mit mir in mein Zimmer und wartet, daß ich ihr endlich das Geschenk für Lola zeige. Die Hände natürlich in die Hüften gestützt, sie ist schon achtundsechzig Jahre alt. Das schlaue Aas weiß genausogut wie ich, daß weit und breit kein Geschenk da ist, ich kann mir aussuchen, ob ich sie einfach rausschmeiße und Wut für drei Tage ernte oder ob ich alles zugebe, dann folgt Entrüstung auf unbestimmte Zeit.

»Ich muß noch runtergehen, Blumen kaufen.«

»Ja, ja, und das Geschenk?«

Also mein Schrank, ich öffne ihn und beginne, lustlos darin herumzustochern, wundergläubig wie ich bin, vielleicht findet sich zwischen den Unterhosen und den Taschentüchern eine Kleinigkeit für Lola.

»Hören Sie doch mit dem Blödsinn auf«, sagt sie.

Das tue ich, die Sache kommt mir ohnehin schon albern genug vor, ich knalle die Schranktür zu und schreie in einer meiner größten Lautstärken, daß es sie einen verdammten Dreck angeht, wem ich was schenke. Und daß diese Regelung nicht nur für heute gilt, sondern für alle künftigen Zeiten. Dabei habe ich nicht etwa ein besseres Zimmer als dieses in Aussicht, es ist einfach ein Experiment. Montag hat seinen kleinen Anteil daran, und die Sache mit dem Geschenk ist mir wirklich schon peinlich. Frau Sauerbier hält sich erstaunlich gut, erinnert sich nicht einmal daran, daß die Miete gestern schon fällig war, sie läßt gemächlich die Hände von den Hüften rutschen, sieht mich mehr verwundert als beleidigt an, vielleicht drei Sekunden, und geht dann hinaus. Die Tür schließt sie leise.

Im Schreibtisch finde ich ein Brötchen von gestern und etwas Paprikaspeck, dazu eine halbe Flasche Milch, das reicht fürs erste. In der Küche wäre sicher mehr, aber auf dem Wege dorthin könnte mir Dorothea Sauerbier begegnen, außerdem will ich mir nicht den Appetit auf das Abendbrot verderben, Lolas Eltern bestellen immer prachtvolle Platten, manchmal sogar mitten in der Woche.

Natürlich hat sie recht, mit leeren Händen kann ich nicht kommen, hoffentlich kriege ich noch ein paar anständige Blumen, schade, daß wir schon Dezember haben, Lola mag Flieder am liebsten.

Ein Stück Speck bleibt sogar noch übrig, ich muß erst überlegen, wo der Laden ist, seit anderthalb Jahren wohne ich hier, habe aber noch nie dort Blumen gekauft. Richtig, neben der Apotheke finde ich ihn, im Schaufenster die letzten Adventskränze und ein übriggebliebener Weihnachtsstern. Wenig Hoffnung, ich gehe hinein und muß erst rufen, bis die Verkäuferin kommt. Sie zeigt auf die wenigen Schalen und will Preise nennen, aber ich sage nein, ich möchte einen Strauß.

»Alles weg«, sagt sie bedauernd, »hinten hätte ich höchstens noch etwas Flieder.«

»Flieder?«

»Ja, weißen. Möchten Sie? Der Stiel kostet allerdings drei Mark.«

Ich greife in die Tasche, überfliege zum erstenmal mein Geld und äußere einen unverantwortlichen Wunsch.

»Das geht nicht, ich kann Ihnen allerhöchstens drei geben«, sagt sie.

»In Ordnung.«

Als ich wieder nach oben komme, steckt der Schlüssel immer noch. Ich sehe auf die Uhr, es ist noch zu früh, um gleich zu Lola zu fahren, ich würde dort nur alleine zwischen den Aufschnittplatten herumsitzen. Es bleibt mir nichts anderes übrig, als zu klingeln.

Frau Sauerbier öffnet mit einem Gesicht, als wäre nichts zwischen uns vorgefallen. Sie blickt anerkennend auf das eingewickelte lange Etwas in meiner Hand, das eindeutig ein Strauß ist, und winkt mich dann mit dem Kopf in ihr Wohnzimmer. Ich laufe gehorsam hinter ihr her, natürlich bin ich versöhnlich gestimmt, immerhin habe ich mit dem Geschrei angefangen.

»Die Blumen lassen Sie hier. Ich stelle sie ins Wasser, bis es soweit ist.«

Ihr Papagei sagt keinen Ton, ich auch nicht, sie wird mich nicht herbeigewinkt haben, um Blumen zu tränken.

»Da«, sagt sie und zeigt auf den Tisch, auf dem Spitzendeckchen

liegt ein hübscher kleiner Messingrahmen, blankgeputzt, Jugendstil, soweit kann ich das verfolgen.

»Was ist das?« frage ich.

»Ein Napfkuchen, sehen Sie das nicht?«

Ich grinse pflichtschuldig, in meiner Lage freut man sich über jeden Witz, ich nehme das Ding in die Hand und frage: »Was soll ich damit?«

Ein Geschenk für Lola, keine Frage, sie sagt es auch gleich, das Rähmchen gefällt mir wirklich gut. Ich sage, das wäre irrsinnig nett von ihr, vor allem nach den Vorfällen, und ich meine das auch so, ich sage, sie kann doch nicht einfach, aber sie sagt, was sie kann, muß sie selbst am besten wissen, und Studentenbrieftaschen wären ihr ein offenes Geheimnis, und wegen vorhin kein Wort mehr. Sie wickelt den Rahmen gleich ein, in buntes Papier, auf das kleine Hampelmänner gedruckt sind, sonst hole ich ihn nachher noch blank aus der Hosentasche, wie sie mich kennt.

Endlich ruft der Papagei: »Richard, ach Richard!« Ich verstehe ihn mittlerweile, Richard hieß ihr Mann, der nie aus Stalingrad zurückkam. Sie lädt mich sogar zu Kaffee und Kuchen ein, was hat sie heute nur mit mir, den Kaffee nehme ich dankend an, was den Kuchen betrifft, weihe ich sie offen in meine heutigen Speisepläne ein, sie hat es sich verdient.

Frau Ramsdorf ruft durch den Flur, daß ich nun gekommen wäre, nimmt mir, als sie bemerkt, daß ich nicht weiß, wohin damit, das Blumenpapier aus der Hand und geht zurück in die Küche. Lola hat gehört, sie kommt heraus, sie freut sich über den Flieder, das ist klar.

»Und was wünschst du mir zum Geburtstag?«

»Alles Gute für deinen weiteren Lebensweg«, sage ich.

»Sonst nichts?«

Da küsse ich sie, sie will immer so gescheite Antworten hören. Wir finden keinen freien Haken mehr für meinen Mantel, ich lege ihn auf die Hutablage.

»Wer ist denn alles da, um Himmels willen?«

»Tanten, ein Onkel, Vettern, Nichten und viele Freunde von der Uni.«

»Freunde?«

»Na ja.«

Sie will mit mir hineingehen, aber vorher muß ich den Mantel noch einmal herunterholen. Der Messingrahmen, ich wickle ihn aus und überreiche ihn mit einem unvermeidbaren Gruß von Frau Sauerbier.

»Der ist aber hübsch.«

Im Zimmer sind sie tatsächlich alle, der einzige, den ich kenne, ist ihr Vater. Er fragt mich beim Händeschütteln, wie es mir geht, ich sage: »Danke, gut.«

Wir setzen uns. Lola richtet es mit einiger Mühe ein, daß wir zwei zusammenhängende Plätze auf dem Sofa bekommen, wo zwei ältere Damen ein wenig zusammenrücken müssen, vermutlich Tanten.

»Der Favorit kommt immer an die grüne Seite«, sagt Tante eins hintergründig zu einem von uns. Und sie fügt noch hinzu: »Spaß muß sein.«

»Möchtest du uns den jungen Mann nicht vorstellen?« fragt Tante zwei.

»Das ist Gregor«, sagt Lola.

»Ach, der vielzitierte Gregor.«

Zum Glück waren die beiden mitten in einem Kochrezept stecken geblieben, das längst noch nicht fertig ist, sie fahren fort bei feinhacktem Kerbel. Ich mache es mir auf unbestimmte Zeit bequem, ich schlage die Beine übereinander und halte eine Hand so, daß die anderen, sollten sie hersehen, denken müssen, ich stütze mich hinter Lolas Rücken auf. In Wirklichkeit setzt sie sich darauf zu recht, die Handfläche nach oben, der Geburtstag wird Stunden dauern. Ungefähr zwanzig Leute sind da, die meisten scheinen sich untereinander zu kennen, jedenfalls redet jeder mit irgend-einem.

»Wer ist die Schwarze in der gelben Bluse?« flüstere ich Lola ins Ohr.

»Gefällt sie dir?«

»Kann schon sein.«

»Hör auf jetzt«, flüstert Lola energisch.

Ich höre auf und frage noch einmal: »Also wer ist sie?«

»Unsere Sekretärin.«

»Was für eine Sekretärin?«

»Na, die FDJ-Sekretärin, du Trottel. Sie heißt Elvira. Falls du Absichten hast, sieh dich vor, mein Vater hat auch schon ein Auge auf sie geworfen.«

»Augen werfen ist keine Kunst«, sage ich. »Ist deine Mutter deswegen draußen?«

Lola kichert bei diesem Gedanken und sagt: »Sie kümmert sich um das Abendbrot.«

Ich muß wohl sehr begierig gucken, jedenfalls fragt sie mich: »Wollen wir jetzt schon rausgehen und ein paar Leckerbissen weg naschen?«

Das ist ein Wort, wir stehen auf, lächeln nach allen Seiten und verlassen das Zimmer. Der Flur ist schön leer, nach drei Schritten in Richtung Küche sehen wir uns an und wissen plötzlich, daß die Leckerbissen der Mutter längst nicht so gut sind, wir haben uns vier Tage nicht gesehen.

»Komm.«

Sie riegelt ihr Zimmer von innen zu, ich will das Radio anmachen, weil ich es so gewohnt bin, aber Lola verhindert es, falls jemand mit spitzen Ohren draußen vorbeikommt. Ihr Kleid kenne ich